

Katie Ganshert

Der Tag, an dem
die Zeit stillstand


Francke



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-186-4

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2017 by Katie Ganshert

Originaltitel: *Life After*

This translation published by arrangement with WaterBrook
an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC

German edition © 2020 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Dorothee Dziejewas

Umschlagbilder: © iStockphoto.com / Vadven; jaskoomerovic; franckreporter

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Francke-Buch GmbH

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.francke-buch.de

*Wer kann Gottes Absichten erkennen?
Oder wer hat ihn je beraten?*

Römer 11,34

Prolog

Wir wissen nur selten, wann der Tod kommt.

Manche werden durch Krankheiten vorgewarnt – wie bei dem Sandstreifen eines Baseballfeldes, dem »Warning Track«, der einem rückwärtslaufenden Außenfeldspieler durch den anderen Untergrund anzeigt, dass er am Spielfeldrand angekommen ist. Das Ende ist nah. Aber andere – viele andere – begegnen dem Tod ohne jede Vorwarnung, in einem unvorhersehbaren Augenblick, der das Bewusstsein zerreißt und die Lebenden von den Toten trennt.

So würde es an diesem Abend für zweiundzwanzig Menschen sein.

bereifrige, unwillkommene Schneeflocken senkten sich aus einem düsteren Himmel wie Tücher herab. Der Wind erfasste sie und blies sie fort. Derselbe Wind zog Strähnen aus dem Pferdeschwanz einer Frau und ließ sie hin und her flattern wie eine flackernde Kerzenflamme. Die Frau drückte einen Karton fest an ihre Brust und eilte die Betontreppe hinauf, sodass der Inhalt klapperte.

Das Kinn tief in ihren Schal vergraben und den Blick gesenkt, sah die Frau den Mann nicht, als sie auf dem Bahnsteig ankam. Sie sah nicht, wie er den Zug anstarrte. Sie sah nicht, wie er eine Atemwolke ausstieß. Und sie sah ihn auch nicht, als er herumfuhr.

Die beiden kollidierten, so wie es im Leben manchmal ist.

Die Frau wankte und stürzte und der Karton glitt zu Boden. Sie landete hart auf dem schneebedeckten Asphalt und kastanienebraune Haare fielen ihr ins Gesicht.

Der Mann beugte sich zu ihr hinunter und zog sie hoch. »Alles in Ordnung?«

»I-ich glaube schon.«

Er bemühte sich, den verstreuten Inhalt des Kartons einzusammeln – eine Handvoll Visitenkarten, einen Notizblock mit Spiralbindung, ein zusammengeknülltes T-Shirt, eine offene Tüte mit Lollis und einen Bilderrahmen.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Nein, das war meine Schuld. Ich habe nicht aufgepasst. Ich wollte nicht ...« Der Wind riss ihre Worte fort. Sie schob sich die Haare hinters Ohr, während ihr Blick zu dem zerbrochenen Bilderrahmen in seiner Hand wanderte.

Er schüttelte Glasscherben in den Schnee, dann legte er das gerahmte Foto in den Karton und gab ihr den. »Sind Sie sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Mir geht es gut.« Trotzdem konnte sie nicht verhindern, dass sich ihr Gesicht während dieser Worte schmerzlich verzog.

Der Zug war zum Halten gekommen und sie sah, wie der Bahnwaggon hinter ihm seine Türen öffnete.

Sie hielt den Karton fest an sich gedrückt und trat in Richtung der geöffneten Türen, damit sie nicht auf den nächsten Zug warten musste.

Trockene Heizungsluft empfing sie und umwehte ihr Gesicht und ihren Hals. Die Türen glitten zu. Die Bremsen wurden gelöst. Eine verzerrte Stimme erklang über den Lautsprecher, als der Zug ruckartig anfuhr. Sie hielt sich an einer Stange in der Nähe fest und starrte aus dem Fenster. Der Mann stand unter dem Vordach der Haltestelle und sah dem abfahrenden Zug nach, während Schnee und Wind einen wilden Tanz am Himmel vollführten.

Sie bemerkte, dass ihr Rücken von dem Sturz schmerzte, und klopfte sich etwas Schnee von ihrem Mantel. Ihr Blick schweifte über das Zugabteil und blieb an einer Dame hängen, die ganz in der Nähe allein in einer Reihe saß. Sie umklammerte eine teurer aussehende Handtasche, während sie ihre Wangen mit einem zerknüllten rosafarbenen Papiertaschentuch abtupfte.

Als hätte sie den auf ihr ruhenden Blick gespürt, hob die Dame ihren Kopf und sah der Frau in die Augen.

Diese wandte verlegen den Blick ab und setzte sich auf einen Platz zwei Reihen weiter vorne. Der Zug war nicht sehr voll und so konnte sie ihren Karton neben sich auf dem leeren Sitz abstellen.

Ihre Haut fühlte sich kalt an und ihre Zähne klapperten. Sie sehnte sich nach einem heißen Becher Tee. Nach einem langen wohltuenden Bad. Nach etwas, das vielleicht die Kälte vertreiben konnte, die in ihre Knochen gekrochen war, lange bevor sie auf die Straße getreten war.

Sie nahm den Bilderrahmen aus der Schachtel und schnipste eine Glasscherbe von dem Foto, als ihr jemand auf die Schulter tippte.

Es war ein Mann.

Er saß hinter ihr mit einer grünen Kappe mit John-Deere-Logo und geradem Schirm, die so aussah, als wäre sie ganz neu. Sein Rücken war vom Alter gebeugt. »Verrücktes Wetter heute Abend.«

Sie nickte.

»Als wir das letzte Mal so spät im Jahr noch Schnee bekamen, hatte ich noch Haare hier oben.« Er nahm seine Mütze ab und rieb sich lachend über den glänzenden braunen Schädel. »Sie sagen, es könnte bis zu dreißig Zentimeter Schnee geben.«

Die Lippen der Frau verzogen sich ein wenig nach oben – ein höfliches, aber distanzierendes Lächeln.

Wenn sie gewusst hätte, dass dies die letzte Unterhaltung des alten Mannes sein würde, hätte sie sich vielleicht mehr Mühe gegeben. Wenn sie es gewusst hätte, wäre sie vielleicht aufmerksamer gewesen. Oder zumindest hätte sie ihm einen Hauch von Freundlichkeit entgegengebracht.

Aber sie wusste es nicht. Keiner von ihnen wusste es.

Nicht das Mädchen mit den kurzen Haaren und den tätowierten Schmetterlingen im Nacken. Nicht der Latino-Junge, der lässig auf seinem Platz hing, Ohrhörer in den Gehörgängen. Nicht die gestresst wirkende Mutter, die versuchte, ein wildes Kind im Zaum zu halten. Nicht der Geschäftsmann, der die Tastatur sei-

nes Laptops bearbeitete. Nicht die weinende dünne Dame mit dem zerknüllten Papiertaschentuch. Nicht der alte Mann, der nach Voltarensalbe und Speck roch und über Schneestürme im März plauderte.

Nicht die Frau mit dem Karton, deren Telefon zu vibrieren begann. Sie warf dem Herrn hinter sich einen entschuldigenden Blick zu und zog das Handy aus ihrer Tasche. Eine SMS erschien auf dem Display: *Lebst du noch?*

Sie schnaubte kurz.

Sie zog den Ring ihrer Mutter ab und starrte auf den vertrauten Anblick. Wenn sie das nicht getan hätte – wenn sie vielleicht nur daran gedreht hätte, anstatt ihn ganz abzuziehen –, vielleicht wäre es dann anders gekommen. Aber sie zog ihn ab. Sie drehte ihn in der Hand und schloss die Finger darum. Und dann tippte sie mit zitternden Daumen eine SMS: Es war eine Nachricht, die nie abgeschickt werden würde. Eine Nachricht, die mit all den anderen Dingen verloren gehen würde, die an diesem Tag verloren gingen. Mitten in ihrer getippten Antwort tickte die letzte Sekunde bis zur Null.

Das Schicksal detonierte.

Eine Hitzeexplosion zerriss die Luft.

Fenster zerbarsten.

Metall krümmte sich.

Sterne tanzten wie Kaleidoskope hinter den Pupillen der Frau und das Leben, das sie bis dahin gekannt hatte, löste sich in Luft auf.

1. Kapitel

Sirenen heulten.

Eine Frau schrie.

Eine unaussprechliche Hitze streckte schwere Finger aus, grub sich in ihr Fleisch und zog sie in die Dunkelheit. Verkohlte Handschuhe umschlossen ihre Handgelenke und zogen sie aus dem Wrack, während Flammen die Welt verschlangen.

Autumn Manning fuhr aus dem Schlaf hoch.

Der Schweiß lief ihr den Rücken hinunter, während sie die Geräusche beiseiteschob und wie eine unerwünschte Decke wegstrampelte. Sie trat nach den Laken, die ihre Beine bedeckten, und fasste sich ins Gesicht, um an Schläuchen zu ziehen, die nicht mehr da waren. Schläuchen, die bereits vor vielen Monaten entfernt worden waren.

Panik stieg in ihr auf.

Sie kratzte in ihrer Brust und ließ sie im Bett hochfahren.

Es war nur ein Albtraum. Sie war nicht von einem brennenden Wrack umgeben. Es gab kein Krankenhaus und keine piepsenden Monitore. Sie befand sich im Schlafzimmer ihrer Wohnung, wo alles ruhig und still und sicher war.

Die Uhr auf ihrem Nachttisch zeigte 3.36 Uhr an – eine Uhrzeit, mit der man eigentlich nichts zu tun haben wollte. Aber drei Uhr nachts und Autumn waren inzwischen gut miteinander bekannt. Um drei Uhr verwandelte der Schlaf sich in ein Irrlicht und verspottete sie, indem er vor ihrer Nase davontanzte und sich nicht mehr einfangen ließ.

Es war besser, es gar nicht erst zu versuchen.

Sie schwang die Beine aus dem Bett und schob die Füße in ein Paar Hausschuhe. Dann schob sie die Arme in den Bademantel,

der an einem ihrer Bettpfosten hing, und schlurfte an dem Wand-schrank vorbei, über den ihre Familie sich Sorgen machte.

Zehn Minuten später saß Autumn mit einem heißen Tee und untergeschlagenen Beinen in einem Sessel und klickte sich durch die verschiedenen Netflix-Optionen, während sie versuchte, die Geister zu ignorieren, die sie vom Flur aus riefen. Sie hatte ihrer Schwester versprochen, dass sie aufhören würde. Dass sie einen Weg finden würde, mit all dem abzuschließen.

Aber nachts waren die Toten am lautesten.

Dampf stieg in dünnen Fäden zu ihrem Kinn hinauf. Autumn wählte eine Folge der *Gilmore Girls* aus und wandte sich dann dem Puzzle zu, das auf dem Couchtisch ausgebreitet lag. Je mehr Dinge sie ablenken konnten, desto besser.

Fernsehen, Tee, Puzzle.

Dieses trug den Titel »Waldwichtel« und war besonders schwierig, weil die meisten Teile die gleiche graubraune Farbe von Baumrinde hatten. Gedankenlos knibbelte sie an der Nagelhaut eines Daumens, während sie ein Puzzleteil mit einem Stück vom Hut des Wichtels suchte.

Knibbel, knibbel, knibbel, bis ihre Haut brannte.

Sie steckte den Daumen in den Mund und lutschte daran, dann zog sie ihn wieder heraus und sah zu, wie sich ein roter Blutstropfen bildete. Wenn sie kein Pflaster darummachte, würde sie weiter daran knibbeln – eine unschöne Angewohnheit, die sie sich als Mädchen zugelegt hatte.

»Hör auf zu knibbeln, Liebling«, hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn sie einen Blick in den Rückspiegel ihres Buicks auf ihre Tochter warf. »Deine Nägel sehen schrecklich aus.«

Autumn ging ins Bad, wo sie ihren Daumen mit einem hellgrünen Pflaster versah und dann ihr Bild im Spiegel anstarrte. Eine gerade Narbe verlief quer über ihre Schläfe. Eine federartige tüpfelte ihren rechten Unterkiefer wie weiße Bartstoppeln – so leicht inzwischen, dass man genau hinsehen musste, um sie zu bemerken. Es gab noch eine Narbe an ihrer Schulter, wo sie operiert worden war – diese sah schlimmer aus als die anderen. Aber

das war alles. Das einzige äußerliche Zeichen, dass sie überhaupt etwas überlebt hatte.

Drei verblasste Narben, wo die Haut zerrissen, aber anschließend gedehnt und wieder zusammengefügt worden war.

Die lustigen Dialoge der *Gilmore Girls* drangen über den Flur herüber.

Autumn wusste, dass sie zu ihrem Sessel und ihrem Tee zurückkehren und an ihrem Puzzle weiterarbeiten sollte, während Taylor Doose versuchte, die Bürger von Stars Hollow zur Ordnung zu rufen. Wenn die Folge zu Ende war, könnte sie den Külschrank ausräumen – und ihn mit Backpulver und Essig auswischen, bis sie eine Möglichkeit fand, den merkwürdigen sauren Geruch zu beseitigen, der ohne Sinn und Verstand immer wieder kam und ging. Wenn sie damit fertig war, könnte sie ihre Schuhe schnüren und eine frühe Morgenrunde joggen.

Aber morgens um drei Uhr war die Versuchung zu groß, als dass sie ihr hätte widerstehen können.

Sie fühlte sich unweigerlich zu den Dingen hingezogen, die sie wegzuerwerfen versprochen hatte.

Resigniert nahm sie eine Schere, das Exemplar der *Chicago Tribune* mit den Artikeln, die sie vor dem Schlafengehen gelesen hatte, und den Ordner aus dem obersten Fach des Wandschranks im Flur. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und rutschte bis zum Boden hinunter, wo sie die jüngste Schlagzeile ausschchnitt.

Tragödie auf den Gleisen: ein Jahr danach

Die Kommission, die für die Errichtung eines Denkmals zuständig war, hatte sich mit einem Künstler der Stadt zusammengetan, um einen Brunnen zu entwerfen. Sie hatten sich für einen großen Phönix aus Stahl entschieden, der aus dem Wasser aufsteigt. Ein Symbol der Hoffnung. Schönheit aus der Asche. Ein Versprechen, das in Autumns Leben bisher noch nicht zur Erfüllung gekommen war. Selbst die Schönheit der Gerechtigkeit gab es für sie nicht.

Der Bombenleger Benjamin Havel war immer noch auf freiem Fuß.

In den Boden um den Brunnen herum waren zweiundzwanzig rote Ziegel eingelassen, jeder mit einem Namen versehen. In der Nähe erläuterte eine Tafel, wofür das alles stand. Es war eine Tafel, die kaum jemand lesen würde, und irgendwann würde der Brunnen nicht mehr sein als ein nasser Mülleimer für überflüssige Pennys und altes Kaugummi.

Autumn seufzte.

Hatte Chad recht? War sie zynisch geworden?

Sie schnitt den Artikel zu Ende aus und versuchte, nicht an die Sprachnachricht des Kommissionsvorsitzenden zu denken, mit der er sie eingeladen hatte, bei der Einweihungszeremonie das Band durchzuschneiden. Oder an Claires ungläubiges Staunen, als Autumn ihr erzählt hatte, dass sie nicht hingehen würde.

»Du willst wirklich nicht dabei sein?«, hatte sie gefragt.

»Glaub mir«, hatte Autumn geantwortet, »diese Familien wollen mich dort nicht sehen.«

Warum sollten sie auch? Für sie war ihr Anblick Salz in einer offenen Wunde. Eine bittere Erinnerung. Ein grausames Fragezeichen. *Warum hat diese Frau überlebt und mein Mann (mein Vater, meine Mutter, mein Sohn, meine Tochter, meine Freundin) nicht? Was ist an ihr so besonders?*

Autumn wollte die Fragen, die ihr selbst keine Ruhe ließen, nicht in den Augen der anderen sehen. Und sie weigerte sich, ein Maskottchen zu sein. Wenn sie ging, würde sie eine Ablenkung sein. Ein Schauspiel. Der Blickpunkt. Bei dem Denkmal ging es aber nicht um sie. Es ging um die anderen – diejenigen, die *nicht* überlebt hatten.

Sie musste keine Bänder durchschneiden, um an diese Menschen zu denken.

Das tat sie jeden Tag.

Jede Nacht.

Während die Stadt schlief, trieb dieser Gedanke sie immer wieder um.

Ihr Blick wanderte zu dem Ordner auf ihrem Schoß. Sie blätterte an dem Stapel aus Nachrufen vorbei – die allesamt geschrieben und veröffentlicht worden waren, während sie noch bewusstlos gewesen war. Als sie die Augen aufgeschlagen hatte, waren die Toten bereits beerdigt gewesen. Autumn musste ihre Namen im Internet recherchieren, um ihre Geschichten zu lesen, und alte Zeitungen aus Büchereien sammeln, um etwas Greifbares zu haben. Zum Kummer ihrer Familie hatte sie sich in ein trübsinniges Kind verwandelt, das einen Satz Sportkarten sammelte, entschlossen, alle ihre Lieblingsspieler zu finden. Nur dass sie bei jedem Fund kein Kaugummi erhielt, sondern einen Messerstich ins Herz.

Sie blätterte durch die gesammelten Todesanzeigen, bis sie zu den Briefen kam – alle von ein und demselben Absender. Die ersten davon waren gekommen, kurz nachdem sie aufgewacht war und die Medien sich auf sie gestürzt hatten.

Zuerst hatten die Briefe sie nur verwirrt.

Doch irgendwann ergaben sie einen Sinn. Autumn wusste, wie es war, wenn man die Gedanken auf eine Sache fixierte. Wenn man wie ein Hund war, der seinen Knochen nicht loslassen wollte. Das musste der Grund sein. Aus Gründen, die sie zu verstehen glaubte, war sie dieser Knochen geworden.

Sie erhob sich von ihrem Platz im Flur. Als sie ihren Computer hochfuhr, dachte sie an nichts. Sie dachte an nichts, als sie sich in ein gefälschtes Facebook-Konto einloggte, und sie dachte an nichts, als sie die Namen und Hashtags in die Suchmaske eintippte. Immer dieselben. Es war eine Angewohnheit geworden. Ein Zwang. So wie das Knibbeln an der Nagelhaut. Sie musste es tun, obwohl sie sich anschließend nicht besser fühlte. Weder, wenn sie etwas Neues fand, noch, wenn sie entdeckte, dass die Konten gelöscht worden waren. Egal, was Autumn herausfand, alles endete auf die gleiche Weise – sie saß dort und verarztete die Wunden, die davon herrührten, dass sie nicht loslassen konnte, und das ohne jedes Pflaster.

Dreihundertfünfundsechzig Tage.

Ein ganzes Jahr, seit die Menschen in dem Ordner aufgehört hatten zu leben.

Zwölf Monate mit derselben Frage als beständigem, aufmerksamem Gefährten. Derselben Frage, die ihre zweijährige Nichte seit zwei Wochen immerzu stellte.

Warum? Warum? Warum?

Autumn holte tief Luft, nahm einen Bleistift und ein Blatt Papier und versuchte – zum hundertsten Mal – einen Antwortbrief zu schreiben.